

ELIZABETH GEORGE

Mein ist die Rache



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Was als fröhliches Verlobungswochenende von Thomas Lynley mit der Fotografin Deborah im Freundes- und Familienkreis auf Howenstow, dem feudalen Stammsitz der Ashertons, geplant war, entpuppt sich nach und nach als Alptraum. Im nahegelegenen Dorf wird ein junger Journalist bestialisch ermordet – und alle Spuren führen nach Howenstow: zum gräflichen Verwalter, zu Lynleys Gästen, ja sogar zu seinem eigenen Bruder. Auf der Suche nach dem Täter verfangen sich Lynley und St. James mit jedem Schritt mehr in einem fatalen Netz aus lange unterdrückten Feindseligkeiten, nicht eingestandenen Schuldgefühlen und scheinheiliger Moral. Als zwei weitere Menschen sterben müssen, werden die Beteiligten unwillentlich Zeugen eines grausamen Falls von Selbstjustiz. Für jeden entwickeln sich die Ereignisse zum Prüfstein der eigenen Selbstwahrnehmung gleichermaßen wie ihrer familiären und gesellschaftlichen Bindungen. Täter und Opfer sind sie alle, die vornehmen Damen und Herren ebenso wie die Menschen, die ihnen seit Generationen dienen ...

Elizabeth George

Mein ist
die Rache

Ein Inspector-Lynley-Roman

Deutsch von
Mechtild Sandberg-Ciletti

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 1991 unter dem Titel
»A Suitable Vengeance«
bei Bantam Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe April 2012
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 1991 by Susan Elizabeth George
Published by arrangement with Bantam Books, a division of Bantam Doubleday
Dell Publishing Group, Inc., New York
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1992
by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Trevillion / © Paul Knight
Gestaltung der Umschlaginnenseiten: UNO Werbeagentur, München
Motiv der Umschlaginnenseiten: Trevillion / © Paul Knight
NG · Herstellung:
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47824-8

www.goldmann-verlag.de

*Für meinen Ehemann Ira Toibin
voll Dankbarkeit für zwanzig Jahre
Geduld, Unterstützung und Anhänglichkeit
sowie für meinen Cousin David Silvestri*

Ein Liebender muß schlucken manche bitt're Pill',
Aber am schlimmsten ist's, wenn er vergessen will!
Wie soll ich von der Sünde lassen,
Und doch bewahren das Gefühl?
Wie kann ich denn den Frevel hassen,
Und zugleich lieben meine Frevlerin?
Wo zieh' ich die Grenze zwischen ihr und uns'rer Missetat?
Lieb' ich sie noch?
Oder bin ich nur ein Mensch, der ein Gewissen hat?

Alexander Pope

NÄCHTE IN SOHO

Prolog

Tina Cugin verstand es, aus dem wenigen, das sie hatte, das Beste zu machen. Dieses Talent war ihr angeboren.

Mehrere Stockwerke über dem dumpfen Dröhnen des nächtlichen Verkehrs bewegte sich ihre nackte Silhouette faunisch über die Wände des halbdunklen Zimmers, und sie beobachtete lächelnd, wie jede ihrer Bewegungen den Schattenriß veränderte, so daß immer neue Formen von Schwarz und Weiß entstanden, wie bei einem Rorschach-Test. Und was für ein Test, dachte sie, während sie eine Geste lockender Verheißung mimte. Was für ein Anblick für irgendeinen Psycho!

Erheitert über ihre Begabung zur Selbstironisierung, trat sie zur Kommode und musterte verliebt ihren Bestand an Dessous. Um den Genuß zu verlängern, zögerte sie wie unschlüssig, ehe sie ein auffallendes Ensemble aus schwarzer Seide und Spitzen herausnahm. Büstenhalter und Höschen, ein französisches Modell, raffiniert geschnitten und unauffällig ausgepolstert. Sie legte beides an. Ihre Finger erschienen ihr ungeschickt, den Umgang mit so zarten Wäschestücken zu wenig gewöhnt.

Sie begann leise zu summen, ohne erkennbare Melodie: Ausdruck ihrer Vorfreude auf den Abend, auf drei Tage und Nächte uneingeschränkter Freiheit und das erregende Abenteuer, die Straßen Londons unsicher zu machen, ohne genau zu wissen, was diese milden Sommernächte bringen würden. Sie schob einen langen lackierten Fingernagel unter den Klebeverschluß einer Strumpfpackung, aber als sie die

Strümpfe herausschüttelte, blieben sie an ihrer Hand hängen, deren Haut rauher war, als sie sich gern eingestand. Das Material zog Fäden. Sie fluchte einmal kurz, löste den Strumpf von ihrer Haut und untersuchte den Schaden, ein kleines Loch, aus dem eine Laufmasche werden konnte, hoch oben am Innenschenkel. Sie mußte noch vorsichtiger sein.

Den Blick auf ihre Beine gesenkt, zog sie die Strümpfe hoch und seufzte voll Behagen. Das Material glitt so leicht über ihre Haut. Sie liebte dieses Gefühl – wie die Zärtlichkeiten eines Liebhabers – und strich genüßlich mit den Händen von den Fesseln über die Waden und Oberschenkel bis zu den Hüften hinauf. Straff, dachte sie, schön. Und hielt inne, um ihren Körper im Spiegel zu bewundern, ehe sie einen schwarzen Seidenunterrock aus der Kommode zog.

Das Kleid, das sie aus dem Schrank nahm, war schwarz, mit hohem Kragen und langen Ärmeln. Sie hatte es einzig gekauft, weil es sich wie flüssige Nacht um ihren Körper schmiegte. In der Taille war es mit einem Gürtel zusammengekommen, auf dem Oberteil glitzerte jettsschwarze Perlenstickerei. Sie hatte es in Knightsbridge gekauft und hatte soviel Geld dafür hingelegt – ganz abgesehen von all ihren anderen Ausgaben –, daß sie sich nun für den Rest des Sommers den Luxus, mit dem Taxi zu fahren, nicht mehr leisten konnte. Aber eigentlich machte das nichts. Tina wußte, daß es Dinge gab, die sich letzten Endes immer bezahlt machten.

Sie schob die Füße in die schwarzen hochhackigen Pumps, dann erst schaltete sie endlich die Lampe neben der Bettcouch ein. Ins Licht sprang ein einfaches Ein-Zimmer-Apartment, das den unbezahlbaren Luxus eines eigenen Badezimmers bot. Bei ihrem ersten Besuch in London damals – frisch verheiratet und auf der Suche nach einem Rückzugsort – hatte sie den Fehler begangen, ein Zimmer in der Edgware

Road zu nehmen, wo sie sich das Bad mit einer ganzen Etage grinsender Griechen hatte teilen müssen, die sämtlich an jeder kleinsten Verrichtung ihrer täglichen Toilette begierig Anteil genommen hatten. Nach dieser Erfahrung hätte nichts sie mehr dazu bewegen können, das Badezimmer mit einer anderen Person zu teilen, auch wenn die zusätzlichen Kosten für ein eigenes Bad zunächst eine beträchtliche Zusatzbelastung bildeten.

Sie prüfte noch einmal kritisch ihr Make-up und fand alles in Ordnung: die Augen so geschminkt, daß ihre Farbe betont und ihre Form korrigiert wurde, die Brauen zum Bogen gebürstet und nachgezogen; die Wangenknochen kunstvoll mit Rouge bestäubt, um die Linien des kantigen Gesichts weicher zu machen; die Lippen mit Stift und Pinsel konturiert, um ihnen die Schwellung sinnlicher Verlockung zu geben. Sie schüttelte ihr Haar aus, das so schwarz war wie ihr Kleid, und bauschte ein wenig die feinen Fransen, die ihr in die Stirn fielen. Sie lächelte. Nicht übel. Nein, weiß Gott, nicht übel.

Mit einem letzten Blick durch das Zimmer nahm sie die schwarze Handtasche, die sie auf das Bett geworfen hatte, und vergewisserte sich, daß sie nur Geld, ihre Schlüssel, den Zettel mit dem Namen des Nachtlokals und zwei kleine Plastikbeutel mit dem Stoff darin hatte. Dann ging sie.

Eine kurze Fahrt mit dem Aufzug, dann trat sie aus dem Haus in die Großstadtnacht, erfüllt von Maschinen- und Menschengерüchen. Wie immer warf sie, ehe sie in Richtung Praed Street losging, einen beifälligen Blick auf die graue Steinfassade des Hauses und die Worte *Shrewsbury Court Apartments* über der doppelflügeligen Tür, Tor zu ihrem Versteck und ihrer Zuflucht, dem einzigen Ort, an dem sie sie selbst sein konnte.

Sie wandte sich ab und ging den Lichtern des Paddington-

Bahnhofs entgegen, um von dort mit der District Line bis Nottinghill Gate zu fahren und dann mit der Central Line weiter zur Tottenham Court Road, die Freitagabend im betäubenden Dunst der Abgase und an den schiebenden Menschenmengen zu ersticken drohte.

Rasch ging sie zum Soho Square. Hier drängten sich die Kunden der Peep-Shows, eine wogende Masse lüsterner Sensationsjäger, die mit grölenden Stimmen in allen denkbaren Akzenten und Dialekten obszöne Bemerkungen über die aufreizenden Darbietungen von Bein, Busen und mehr tauschten. An einem anderen Abend hätte Tina vielleicht einen oder mehrere von ihnen als Kandidaten für eine amüsante Begegnung in Betracht gezogen. Aber nicht heute. Heute abend war alles vorgegeben.

In der Bateman Street sah sie über einem unappetitlich riechenden italienischen Restaurant das Schild hängen, nach dem sie Ausschau gehalten hatte. *Kat's Kradle*, stand darauf, und ein Pfeil wies in eine unbeleuchtete kleine Gasse gleich um die Ecke. Sie ging zur Tür und stieg die kurze Treppe hinunter, die so schmutzig war wie die Gasse, und wo es nach Alkohol, Erbrochenem und defekter Kanalisation roch.

Für ein Nachtlokal war es noch früh. In *Kat's Kradle* war nicht viel los, nur ein paar Gäste saßen an den Tischen rund um die Tanzfläche von der Größe einer Briefmarke. Die kleine Band, Saxophon, Klavier und Schlagzeug, stimmte ein melancholisches Jazzstück an, während die Sängerin an einen Hocker gelehnt rauchte und mit gelangweilter Miene auf ihren Einsatz wartete.

Es war sehr düster in dem Raum, der nur von einem schwachen bläulichen, auf die Band gerichteten Scheinwerfer, Kerzen auf den Tischen und einem Licht über der Bar erleuchtet war. Tina schob sich auf einen Hocker vor dem Tresen, bestellte einen Gin Tonic und stellte fest, daß dieses

Bumslokal, so verwahrlost es war, ein echt idealer Treffpunkt war, das Beste, was Soho für ein heimliches Rendezvous zu bieten hatte.

Das Glas in der Hand, musterte sie ihre Umgebung: schattenhafte Gestalten, Zigarettenqualm, gelegentliches Aufblitzen eines Schmuckstücks oder der Flamme eines Feuerzeugs. Stimmengewirr, Gelächter, Geldgeklimper, Paare, die sich auf der Tanzfläche bewegten. Aber dann sah sie ihn, einen jungen Mann, der allein an einem Tisch in der hintersten Ecke saß. Sie lächelte.

Typisch Peter, so einen Schuppen zu wählen, wo er sicher sein konnte, daß ihm niemand von der Familie oder seinen feudalen Freunden über den Weg lief. Im *Kat's Kradle* brauchte er nicht zu fürchten, mißverstanden zu werden.

Tina beobachtete ihn. Vorfreude flatterte in ihrem Magen, während sie auf den Moment wartete, da er sie hinter Rauchschwaden und tanzenden Körpern entdecken würde. Aber er hatte überhaupt kein Auge für sie, sondern starrte unverwandt zur Tür, hob nur ab und zu die Hand und griff sich nervös in das kurzgeschnittene blonde Haar. Minutenlang beobachtete Tina ihn mit Interesse, während er schnell hintereinander zwei Drinks bestellte und sie hinunterkippte. Sie sah, wie sein Mund mit jedem Blick auf die Uhr, mit der wachsenden Qual des Verlangens immer schmaler wurde. Er war, soweit sie es erkennen konnte, ziemlich schäbig angezogen für den Bruder eines Earl: eine abgetragene Lederjacke, Jeans und ein T-Shirt mit dem verwaschenen Aufdruck *Hard Rock Café*. Von einem Ohr hing ihm ein goldener Ohrring herunter, den er von Zeit zu Zeit berührte wie einen Talisman. Unablässig kaute er an den Fingern seiner linken Hand, und mit der Rechten, die zur Faust geballt war, schlug er sich ab und zu beinahe krampfhaft auf die Hüfte.

Als eine Gruppe lauter Deutscher in das Lokal kam, sprang er auf, fiel aber gleich wieder auf seinen Stuhl zurück, als sich zeigte, daß die Person, auf die er wartete, nicht dabei war. Er zog eine Packung Zigaretten aus der Jackentasche, schüttelte eine Zigarette heraus, griff in seine Taschen, brachte aber weder Feuerzeug noch Zündhölzer zum Vorschein. Einen Augenblick später schob er seinen Stuhl zurück, stand auf und kam zur Bar.

Direkt in Mamas Arme, dachte Tina und lächelte in sich hinein. Manche Dinge im Leben waren eben Bestimmung.

Als Justin Brooke am Soho Square den Triumph in eine Parklücke manövrierte, sah Sidney St. James deutlich, wie stark seine Anspannung war. Sein ganzer Körper war verkrampft. Die Hände umfaßten das Steuer mit einem verräterischen Bemühen um Kontrolle, das jeden Moment zu versagen drohte. Er versuchte es vor ihr zu verbergen. Das Verlangen zuzugeben, wäre ein Schritt zum Eingeständnis der Abhängigkeit gewesen. Und er war nicht abhängig. Nicht er, Justin Brooke, Wissenschaftler, Lebemann, Empfänger von Auszeichnungen.

»Du hast das Licht angelassen«, sagte Sidney unbewegt. Er reagierte nicht. »Das Licht, Justin.«

Er schaltete es aus. Sidney merkte, ohne hinsehen zu müssen, wie er sich ihr zuwandte, und einen Augenblick später fühlte sie seine Finger an ihrer Wange. Sie wollte von ihm abrücken, als seine Hand ihren Hals hinunterglitt zu ihren kleinen Brüsten. Statt dessen spürte sie die erregende Antwort ihres Körpers, der sich unter seiner Berührung öffnete, als wäre er ein eigenständiges Wesen, über das sie keine Kontrolle hatte.

Ein leichtes Zittern seiner Hand verriet ihr, daß seine Zärtlichkeit vorgetäuscht war, nichts weiter als ein Versuch, sie zu

beschwichtigen, ehe er seinen widerlichen kleinen Kauf tätigte. Sie stieß ihn weg.

»Sid.« Justin brachte ein respektables Maß sinnlicher Erregtheit zustande, aber Sidney wußte, daß Geist und Körper schon in der schlecht beleuchteten Gasse am Südeinde des Platzes waren. Ihm lag viel daran, es vor ihr zu verbergen. Und darum neigte er sich jetzt zu ihr, wie um zu demonstrieren, daß in diesem Moment nicht das Verlangen nach der Droge sein Leben beherrschte, sondern das Begehren nach ihr. Sie wappnete sich gegen seine Berührung.

Seine Lippen, seine Zunge glitten über ihren Hals und ihre Schultern. Seine Hand umschloß liebkosend ihre Brust. Er murmelte ihren Namen. Er drehte sie zu sich her. Und es war wie immer – Glut, Auflösung, brennende Preisgabe aller Vernunft. Sidney verlangte nach seinem Kuß. Ihre Lippen öffneten sich, ihn zu empfangen.

Stöhnend zog er sie näher an sich, streichelte sie, küßte sie. Sie schob die Hand seinen Schenkel hinauf, um die Liebkoosung zu erwidern. Und da wußte sie Bescheid.

Sie stieß ihn weg und sah ihn im trüben Licht der Straßenbeleuchtung wütend an.

»Das ist wirklich toll, Justin. Dachtest du, ich würde es nicht merken?«

Er wandte sich ab. Ihr Zorn steigerte sich.

»Los, geh schon, kauf deinen verdammten Stoff. Deshalb sind wir doch hergekommen, stimmt's? Oder wolltest du mir vielleicht weismachen, es hätte einen anderen Grund?«

»*Du* willst doch, daß ich auf diese Fete mitkomme, oder nicht?« fragte Justin scharf.

Es war immer derselbe Versuch, Schuld und Verantwortung abzuwälzen, aber diesmal spielte Sidney nicht mit.

»Fang mir bloß nicht damit an. Ich kann auch allein hingehen.«

»Warum tust du's dann nicht? Warum hast du mich dann angerufen, Sid? Oder warst das heute nachmittag vielleicht nicht du am Telefon, honigsüß und ganz heiß auf einen Bums am Ende des Abends.«

Sie sagte nichts. Sie wußte, daß es stimmte. Immer wieder, ganz gleich, wie oft sie schwor, daß sie genug von ihm hatte, kehrte sie zu ihm zurück, haßte ihn, verachtete sich selbst und ging doch immer wieder zu ihm zurück. Es war, als besäße sie auch nicht eine Spur von Willenskraft, die nicht an ihn gebunden war.

Dabei – was hatte er schon zu bieten? Er war kein warmherziger Mensch. Er sah nicht gut aus. Er war verschlossen. Er war nichts von dem, was sie sich einmal erträumt hatte. Er war nicht mehr als ein interessantes Gesicht, in dem jeder einzelne Zug mit allen anderen im Streit um die Vorherrschaft zu liegen schien. Olivdunkle Haut. Schwerlidrige Augen. Eine schmale Narbe, die der Linie seines Unterkiefers folgte. Er war nichts, *nichts* . . . außer seine Art, sie anzusehen, sie zu berühren und ihren knabenhaften Körper zu entzünden, so daß sie sich schön und lebendig fühlte. Sie fühlte sich leer. Die Luft im Auto schien ihr erstickend heiß zu sein.

»Ich hab' manchmal schon daran gedacht, alles zu verraten«, sagte sie leise. »Das ist angeblich das einzige Mittel der Heilung.«

»Was zur Hölle redest du da?« Sie sah, wie seine Hand sich ballte.

»Wenn Menschen, die dem Abhängigen wichtig sind, es erfahren. Seine Familie. Seine Arbeitgeber. Damit er erst mal total ins Leere fällt. Dann . . .«

Justin packte sie am Handgelenk und drehte ihr den Arm herum. »Daran brauchst du nicht mal zu denken. Das sag' ich dir. Denn wenn du das tust, Sid, ich schwör's dir – wenn du das tust . . .«

»Hör auf! So kann es doch nicht weitergehen. Was gibst du jetzt dafür aus? Fünzig Pfund am Tag? Hundert? Oder mehr? Justin, wir können ja nicht mal mehr auf ein Fest gehen, ohne daß du ...«

Abrupt ließ er ihren Arm los. »Dann steig aus. Such dir einen anderen. Laß mich in Frieden.«

Ja, das war die Antwort, die einzige Antwort. Aber Sidney wußte, daß sie das nicht schaffen würde, und dachte voll Selbstverachtung, daß sie es wahrscheinlich nie schaffen würde, sich von ihm zu lösen.

»Ich will dir doch nur helfen.«

»Dann halt die Klappe. Laß mich jetzt da rübergehen, das Zeug besorgen, und dann hauen wir ab.«

Er stieß die Tür auf und knallte sie hinter sich zu.

Sidney ließ ihn bis fast zur Mitte des Platzes gehen, ehe sie ebenfalls ausstieg. »Justin!«

»Bleib, wo du bist.« Seine Stimme klang ruhiger, aber nicht weil er sich tatsächlich ruhiger fühlte, das wußte sie, sondern weil der Platz voller Menschen war und Justin Brooke nicht der Mensch war, der gern Aufsehen erregte.

Sie achtete nicht auf seine Worte, sondern lief ihm nach, obwohl sie wußte, daß sie genau das nicht tun sollte, ihm noch dabei helfen, sich die Drogen zu besorgen. Sie redete sich ein, wenn sie nicht da wäre, um aufzupassen, würde er vielleicht verhaftet oder betrogen werden oder es würde noch Schlimmeres passieren.

»Ich komme mit«, sagte sie, als sie ihn eingeholt hatte.

Die Starrheit seiner Züge verriet ihr, daß er einen Zustand erreicht hatte, in dem ihm alles egal war.

»Wie du willst.« Er steuerte auf die finstere Öffnung der Gasse zu.

Baugerüste machten die Gasse noch dunkler und enger, als sie sowieso schon war. Sidney verzog angewidert das Ge-

sicht über den penetranten Uringeruch. Es war noch schlimmer, als sie erwartet hatte.

Unbeleuchtete Häuser ragten zu beiden Seiten düster in die Höhe. Die Fenster waren vergittert, und in den Türnischen drückten sich vermummte, stöhnende Gestalten herum, die jene Art verbotener Geschäfte machten, die die Nachtlokale dieser Gegend offensichtlich nur zu gern förderten.

»Justin, wohin willst du –«

Brooke hob abwehrend die Hand. Von vorn hörten sie jetzt die heiseren Flüche eines Mannes. Sie schallten vom Ende der Gasse herauf, wo neben einem Lokal eine Backsteinmauer etwas hervorsprang und eine geschützte Nische bildete. Zwei Gestalten wälzten sich dort auf dem Boden. Die unten liegende war eine schwarz gekleidete Frau, die ihrem wütenden Angreifer weder an Körpergröße noch an Kraft gewachsen zu sein schien.

»Du dreckige...« Der Mann – blond, wie es schien, und dem Klang seiner Stimme nach zu urteilen außer sich vor Wut – schlug mit den Fäusten auf sie ein.

Sidney rannte los. Als Brooke sie aufhalten wollte, rief sie: »Nein! Es ist eine Frau!« und rannte weiter zum anderen Ende der Gasse.

Sie hörte Justins keuchenden Atem hinter sich. Keine drei Meter vor dem kämpfenden Paar überholte er sie. »Bleib weg da! Laß mich das machen!« sagte er grob.

Er packte den Mann bei den Schultern, grub seine Finger in die Lederjacke. Als er ihn in die Höhe riß, bekam die Frau unter ihm die Arme frei und hob sie instinktiv, um ihr Gesicht zu schützen. Brooke schleuderte den Mann nach rückwärts.

»Ihr seid wohl beide verrückt geworden! Wollt ihr die Polizei auf den Hals bekommen?«

Sidney drängte sich an ihm vorbei. »Peter!« rief sie. »Peter Lynley!«

Brooke blickte von dem jungen Mann zu der Frau, die mit hochgeschobenem Kleid und zerfetzten Strümpfen seitlich auf dem Boden lag. Er kauerte nieder und umfaßte ihr Gesicht, als wollte er sich ihre Verletzungen genauer ansehen.

»Mein Gott!« murmelte er. Mit einem Ruck ließ er sie los, sprang auf und fing plötzlich an zu lachen.

Die Frau richtete sich auf die Knie auf. Sie packte ihre Handtasche und griff sich einmal kurz an den Hals.

Dann begann auch sie zu lachen.

NACHMITTAGE IN LONDON

1

Lady Helen Clyde war umgeben von Zeugnissen von Tod und Gewalt. Beweisstücke diverser Verbrechen lagen auf den Tischen; Fotografien von Leichen hingen an den Wänden; scheußliche Souvenirs waren in Glasvitrinen ausgestellt, darunter ein besonders schreckliches in Gestalt eines Haarbüschels, an dem noch ein Fetzen von der Kopfhaut des Opfers hing. Aber diesem makabren Ambiente zum Trotz schweiften Helens Gedanken immer wieder zu leiblichen Genüssen.

Um sich abzulenken, prüfte sie die Kopie eines Polizeiberichts, der vor ihr auf dem Arbeitstisch lag. »Es paßt alles zusammen, Simon.« Sie schaltete das Mikroskop aus. »B negativ, AB positiv, 0 positiv. Da werden sich die Freunde von der Polizei bestimmt freuen.«

»Hm«, war das einzige, was Simon Allcourt-St. James dazu zu sagen hatte.

Wenn er in seine Arbeit vertieft war, wurde er immer einsilbig, aber jetzt fand Helen ihn besonders abweisend. Es war nach vier, und sie verspürte seit mindestens einer Viertelstunde das dringende Bedürfnis nach einer Tasse Tee. Ohne Rücksicht darauf begann St. James mehrere Flaschen aufzuschrauben, die in einer Reihe vor ihm standen. Sie enthielten winzige Fasern, die er analysieren wollte, um aus diesen unendlich kleinen, blutgetränkten Fasern einen Teppich an Fakten zu weben.

Helen, die wußte, was bevorstand, seufzte nur. Durch das offene Fenster drang die Spätnachmittagssonne ins Labor.

Helens Blick glitt auf den von einer Backsteinmauer umschlossenen alten Garten hinunter, in dem ungehindert wuchernde Blumen ein buntes Bild boten. Wege und Rasenflächen waren von Unkraut überwachsen und verwildert.

»Du solltest dir mal jemanden nehmen und den Garten herrichten lassen«, sagte Helen. Sie wußte sehr wohl, daß er in den letzten drei Jahren nicht mehr gepflegt worden war. Und sie wußte auch, warum.

»Ja.« St. James nahm eine Pinzette und einen Kasten mit Objekträgern. Irgendwo unten im Haus klappte eine Tür.

Endlich, dachte Helen und stellte sich vor, wie Joseph Cotter jetzt aus der Küche im Souterrain die Treppe heraufstieg, in den Händen ein Tablett mit frischen *scones*, buttrigen Sahneklümpchen, Erdbeertörtchen und Tee. Leider jedoch ließen die Geräusche, die folgten – ein Holpern und Poltern, begleitet von angestrengtem Grunzen –, nicht darauf hoffen, daß mit Tee zu rechnen war. Helen ging um einen von St. James' Computern herum und warf einen Blick in den holzgetäfelten Flur.

»Was ist denn?« fragte St. James, als donnerndes Krachen durch das Haus schallte, Metall auf Holz, ein Geräusch, das für das Treppengeländer nichts Gutes verhieß. Schwerfällig rutschte er von seinem Hocker. Sein geschientes linkes Bein landete mit dumpfem Aufprall auf dem Boden.

»Es ist Cotter. Er kämpft mit einem Riesenkoffer und irgendeinem Paket. – Soll ich Ihnen helfen, Cotter? Was schleppen Sie denn da herauf?«

»Es geht schon, Milady«, antwortete Cotter von unten.

»Aber was um Himmels willen –?«

Helen merkte, wie St. James sich hastig abwandte. Er kehrte an seine Arbeit zurück, als hätte keine Störung stattgefunden und Cotter keine Hilfe nötig.

Gleich darauf bekam sie die Erklärung. Als Cotter seine

Gepäckstücke über den ersten Treppenabsatz bugsierte, traf ein Lichtstrahl, der durch das Fenster fiel, ein großes Etikett, das auf den Schiffskoffer aufgeklebt war. Selbst vom obersten Stockwerk aus konnte Helen die dicken schwarzen Lettern entziffern: »D. Cotter/USA«. Deborah kam nach Hause, und bald schon, wie es aussah. Und da stand St. James, als wäre überhaupt nichts los, über seine Fasern und Objektträger geneigt!

Helen lief die Treppe hinunter. Cotter winkte ab.

»Ich komme schon zurecht«, versicherte er. »Machen Sie sich keine Mühe.«

»Ich mach' mir die Mühe gern. So gern wie Sie.«

Cotter lächelte über ihre Antwort. Er machte sich die Mühe, weil die Tochter zurückkehrte, die er liebte. Er reichte Helen das breite, flache Paket, das er sich unter den Arm geklemmt hatte. Den Koffer ließ er nicht los.

»Deborah kommt nach Hause?« fragte Helen leise.

Cotter antwortete im gleichen Ton: »Ja, heute abend.«

»Simon hat mir kein Wort davon gesagt.«

Cotter faßte den schweren Schiffskoffer fester. »War wohl nicht anders zu erwarten«, meinte er kurz.

Gemeinsam stiegen sie die verbleibenden Treppen hinauf. Cotter hievte den Schiffskoffer ins Zimmer seiner Tochter auf der linken Seite des Flurs, während Helen an der Tür zum Labor stehenblieb. Sie lehnte das Paket an die Wand und trommelte leicht mit den Fingern darauf, den Blick auf den Freund gerichtet. St. James sah nicht von seiner Arbeit auf.

Das war immer seine wirksamste Abwehr gewesen. Arbeitstische und Mikroskope wurden zu Wehrmauern, die keiner erklimmen konnte, unermüdliche Arbeit zum Betäubungsmittel, das den Schmerz über den Verlust dämpfte. Helen betrachtete das Labor und sah es ausnahmsweise nicht



Elizabeth George

Mein ist die Rache

Ein Inspector-Lynley-Roman

Taschenbuch, Klappenbroschur, 496 Seiten, 12,5 x 19,0 cm

ISBN: 978-3-442-47824-8

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2012

Was als fröhliches Verlobungswochenende von Lynley mit der Fotografin Deborah im Freundes- und Familienkreis auf Howenstow, dem feudalen Stammsitz der Ashertons, geplant war, entpuppt sich nach und nach als Alptraum. Im nahe gelegenen Dorf wird ein junger Journalist bestialisch ermordet - und alle Spuren führen nach Howenstow, zum gräflichen Verwalter zu Lynleys Gästen, ja sogar zu seinem eigenen Bruder. Auf der Suche nach dem Täter verfangen sich Lynley und St. James mit jedem Schritt mehr in einem schmerzhaften Netz aus lange unterdrückten Feindseligkeiten, nicht eingestandenen Schuldgefühlen und scheinheiliger Moral